

ANJA LAUCKNER
mit Doris Mendlewitsch

Schwarz
steht mir
einfach nicht

ANJA LAUCKNER

mit Doris Mendlewitsch

Schwarz
steht mir
einfach nicht

Mein Leben ohne Kai.

Ein Buch über die Liebe und den Tod

LUDWIG

Die Erinnerung von Anja Lauckner bildet die Grundlage für die in diesem Buch enthaltenen Dialoge und Schriftwechsel.

Die Gespräche werden sinngemäß wiedergegeben.

Ein Anspruch auf eine wörtliche Übereinstimmung

mit den tatsächlich erfolgten Dialogen
und Schriftwechseln wird nicht erhoben.

Zum Schutz einiger genannter Personen

wurden ihre Namen anonymisiert.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Das für dieses Buch verwendete

FSC®-zertifizierte Papier EOS

liefert Salzer Papier, St. Pölten, Austria.

Copyright © 2015

by Ludwig Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Randomhouse GmbH

www.ludwig-verlag.de

Redaktion: Anja Freckmann, Bernried

Umschlaggestaltung: Eisele Grafik-Design, München

Umschlagfotos vorne und hinten: Susanne Krauss, Grafing

Foto Seite 252: Anja Lauckner

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-453-28072-4

*Meiner Familie –
mit deren Vertrauen und Beständigkeit
ich alles im Leben meistern kann*

Inhalt

01	Jetzt	9
02	Herbst 2009	13
03	Kinderspiele	25
04	Dezember 2009	35
05	Glück gehabt	47
06	Februar 2010	59
07	Warum wir?	73
08	April 2010	77
09	Warten	91
10	Sommer 2010	93
11	Marshmallow	111
12	September 2010	115
13	Verlassen	125
14	Ende 2010	127
15	Nils	141

16	Anfang 2011	147
17	Freunde	157
18	Sommer 2011	165
19	Interpretationen	183
20	Anfang September 2011	187
21	Schwankend	207
22	Ende September 2011	211
23	Erinnerung	227
24	Oktober 2011	231
25	Zweigeteilt	243
	Danksagung	253

01 Jetzt

Wenn ich Leuten Fotos von vorher zeige, erkennen mich die meisten gar nicht. Sie sehen eine nette junge Frau, ein kleines bisschen rundlich im Gesicht (und nicht nur dort), undefinierbar brünettes Haar, zu einem ordentlichen Pagenkopf frisiert, brave Brille. Durchaus sympathisch, aber eher unauffällig. Ein bisschen bieder vielleicht.

Wer mich jetzt sieht, gewinnt einen vollkommen anderen Eindruck: fast schwarzes Haar, Kurzhaarschnitt, grafisch graue Brille, schlanker, oft in einem Kleid mit ausgefallenem Muster.

Zwischen »vorher« und »jetzt« liegen nur ein paar Jahre. Keine lange Zeit, aber eine, in der alles anders geworden ist. Es sind vier Jahre ohne Kai. Kai war mein Mann, ist mein Mann. Als er starb, war er sechsunddreißig. Ich war einunddreißig, und unser Sohn Nils wurde gerade eingeschult.

Sein Tod ist das Schrecklichste, was in meinem Leben passiert ist. Dennoch, so seltsam es klingen mag: Die Zeit seiner Krankheit und seines Sterbens war auch schön. Unglaublich schön sogar. Ich würde sagen: Auf eine sehr besondere Art hat sie uns und unsere Liebe bereichert.

Vermisse ich ihn? Ja, er fehlt mir unendlich, bis zur Schmerzgrenze und darüber hinaus. Warum sehe ich trotzdem nicht aus wie eine trauernde Witwe?

Ein »Problem« ist, dass man mir nicht anmerkt, wenn es mir dreckig geht. Selbst wenn ich die ganze Nacht durchgeweint habe: keine dicken Augen am nächsten Morgen, keine rote Nase, alles prima. Die meisten Menschen beneiden mich darum, aber es hat auch schon richtig unangenehme Missverständnisse gegeben. Die meisten Menschen haben nämlich ganz genaue Vorstellungen davon, wie Trauer auszusehen hat – bei anderen. Und wenn man diesen Vorstellungen nicht entspricht, werden sie sauer.

Die meisten Menschen glauben, dass man mit dem Trauern anfängt, nachdem ein Mensch gestorben ist. Kai und ich haben es anders gemacht, wir haben zusammen das Trauern begonnen, nicht auf die letzte Sekunde gewartet. Denn wer weiß, wann sie kommt und was dann ist.

Wir haben die Zeit, die uns blieb, genutzt, um einander zu lieben und zu spüren und miteinander zu sprechen. Diese Liebe und dieses Zutrauen zueinander, dieses Gemeinsame ist etwas Großartiges, das einem auf der letzten Strecke und danach sehr hilft. Immer denke ich über dieses Geschenk nach, wenn ich höre, dass Menschen durch einen Autounfall oder einen Flugzeugabsturz ums Leben gekommen sind oder von einem Moment auf den anderen tot zusammenbrechen. Mir fährt der Schreck in die Glieder, wenn ich an Verunglückte und ihre Angehörigen denke, die keine Zeit hatten, um sich zu verabschieden.

Aber auch diejenigen, die Zeit hätten, lassen sie verstreichen, das habe ich oft bemerkt, wenn ich Kai im Krankenhaus oder auf der Palliativstation besuchte. Sie leugnen das Unabwendbare, sie glauben, dass man am besten nicht

darüber spricht, weil ja alles so traurig ist, weil es den Kranken belastet oder man den künftigen Hinterbliebenen die Wahrheit nicht zumuten darf. Aber das stimmt nicht, oft ist es sogar so, dass der Todkranke ruhiger wäre, wenn er offen über das sprechen könnte, was kommt. Irgendwann weiß er, wie es um ihn steht. Wenn er dann optimistische Durchhalteparolen hört oder Abwehr verspürt, ist er einsam. Er bleibt mit dem, was ihn besorgt, allein.

Kai und ich haben das anders gemacht, wir haben intensiv darüber gesprochen und uns versucht vorzustellen, wie es sein würde, wenn er nicht mehr da wäre. Einige Menschen haben das nicht verstanden, sie hielten uns für frivol, wenn wir über die Zeit »danach« sprachen. Es war aber nicht gefühllos oder gar brutal, ganz im Gegenteil. Es war von einer großen Liebe getragen – die uns auch half, die Krisen während der Krankheit zu überstehen, von denen es einige gab.

Möglicherweise denkt der eine oder andere, dieser Umgang mit dem Sterben und dem Tod sei für ihn selbst unmöglich. Vielleicht ist das so. Vielleicht aber auch nicht. Das waren ja keineswegs nur todtraurige Erwägungen, wir haben auch oft gelacht dabei. Wir haben uns gleichsam noch einmal neu kennen- und lieben gelernt unter diesen ganz besonderen Bedingungen – und das ist für die Zeit danach etwas sehr Wertvolles, eine große Stütze.

Es war unser Weg. Er eignet sich möglicherweise nicht für jeden. Aber ich meine, man sollte sich trauen, das Leben auf den Tod hin als Glück zu empfinden – ob man nun an ein Weiterleben nach dem Tod glaubt oder nicht. Keiner

sollte aus Angst vor dem großen Thema des Sterbens die letzte Strecke blind und taub zurücklegen. Ich sage nicht, dass es einfach ist.

Aber es ist gut.

Paradoxerweise fing die ganze Geschichte eigentlich positiv an. Kai hörte mit dem Rauchen auf, und zwar fast von selbst. Jahrelang hatte ich ihm in den Ohren gelegen, dass er es endlich lassen sollte, auch weil er kein schlechtes Vorbild für unseren Sohn Nils abgeben sollte. Aber es gelang nicht. Und auf einmal: »Anja, ich hör auf zu rauchen. Mein Chef fördert ein Entwöhnungsprogramm für die Mitarbeiter. Wer ein halbes Jahr durchhält, bekommt die Kosten erstattet. Und ich mach da halt jetzt mal mit.« Ich traute meinen Ohren nicht und war – ehrlich gesagt – auch ziemlich skeptisch. Doch es kam tatsächlich so, Kai rauchte nicht mehr. Und das Tollste: Er wurde nicht etwa dicker, sondern nahm sogar einige Kilo ab. Stand ihm ziemlich gut, obwohl er vorher auch nicht gerade übergewichtig gewesen war. Im Sommer hatte er bereits aufgehört, Alkohol zu trinken, weil ihm unerklärlicherweise manchmal schwindelig wurde. Weder eine Computertomografie noch eine große Blutuntersuchung ergaben etwas, daher dachte sich Kai, dass er eine Weile lang auf kohlenstoffhaltige Getränke im Allgemeinen und auf Bier im Speziellen verzichten würde, vielleicht erledigte sich dann die Sache von selbst. Er war also ziemlich gut in Form.

Wir machten sogar freche Witze, weil er zwar weder

Halsweh noch Schluckbeschwerden hatte, das Essen aber trotzdem manchmal nicht richtig rutschen wollte. »Was machst du eigentlich, wenn es Speiseröhrenkrebs wäre?«, fragte ich an einem Samstagabend beim Abendbrot im Scherz, als ihm der Bissen mal wieder im Hals stecken blieb. Wir beide lachten, weil das vollkommen unwahrscheinlich, ja ausgeschlossen war. Wenn er recht viel Wasser nachtrank, klappte es mit dem Schlucken ja, und die Mahlzeiten fanden ihren Weg. Ein bisschen lästig war es schon, und Kai nahm auch weiter ab. Aber er war tagsüber nie ein großer Esser, und da er immer auf Achse war und ich fünf Tage in der Woche arbeitete, konnte es auch gut sein, dass er einfach mal ein oder zwei Mahlzeiten ausließ, weil er gar nicht auf die Idee kam, etwas zu sich zu nehmen. Manchmal schien es mir ein bisschen seltsam, aber ich dachte auch nicht dauernd dran, weil wir einen herrlichen Sommer und Herbst 2009 erlebten.

Mittlerweile bereiteten wir uns auf die Adventszeit vor, und ich begann Listen mit Geschenkideen für die Familie und Freunde anzufertigen. Vor allem freute ich mich auf die gemütlichen Abende zu Hause: Kamin an, Füße hoch und ein Buch lesen oder mit Kai kuscheln. Oder am liebsten alles gleichzeitig. Doch zunächst kam natürlich Sankt Martin. Der große Umzug findet immer am 11. November im Wechsel mit unserem Nachbardorf Neunkirchen statt, ein paar Kilometer von Bayreuth entfernt. In diesem Jahr waren wir in Stockau an der Reihe. Sankt Martin ist wirklich schön bei uns, man trifft sämtliche Kindergarteneltern, Freunde und Bekannte, außerdem Leute, denen man nur einmal im Jahr begegnet, eben an Sankt Martin. Die Kinder

sind aufgeregt, schwenken ihre selbst gebastelten Laternen in alle Richtungen, das eine oder andere fängt an zu weinen, weil sich sein Laternenstock in den eines anderen Kindes verhakt hat. Es werden all die Lieder gesungen, die man vorher im Kindergarten geübt hat, in erster Linie die Klassiker, »... sein Ross, das trug ihn fort geschwind«. Das Ross, das an diesem Abend Dienst tat und den Darsteller des heiligen Martin trug, war allerdings schlecht drauf: Es kotzte auf die Straße. Ich dachte immer, das gibt es ja nur im Witz, aber nein, es geschah ganz real. Vielleicht ein schlechtes Omen, aber natürlich wäre ohne das alles genauso gekommen.

Nach der Mantelteilung, als sich der Zug aufgelöst hatte, standen wir schwatzend mit unseren Freunden am Glühweinstand. Es war schon ziemlich kalt, und wir traten von einem Fuß auf den anderen, um nicht festzufrieren. Aber das gehört ja dazu, sonst schmeckt auch der Glühwein nicht so gut. Ich wende mich ein wenig nach rechts, um Kai zu fragen, wo sich Nils gerade herumtreibt – und sehe im selben Moment, dass etwas nicht stimmt. Kais Gesicht ist schmerzverzerrt, er würgt an einem Bissen seines Leberkäse-Brötchens. Ohne dass ich genau sagen könnte, warum, ist mir sofort klar, dass er sich nicht einfach verschluckt hat. Hier geht es um etwas anderes, der Bissen will einfach nicht runterrutschen, er steckt irgendwie in der Speiseröhre fest. Kai krächzt mit weit aufgerissenen Augen nach einem Kinderglühwein und kippt den Becher quasi in einem Zug hinunter. Dabei hasst er Glühwein, mit oder ohne Alkohol.

»Morgen früh rufst du bei Dr. Holtz an und lässt dir einen Termin geben! Versprich's mir, sonst zerre ich dich an

den Ohren dahin!« Ich war ziemlich laut geworden, mir saß der Schrecken in den Gliedern. Und Kai offenbar auch, sonst hätte er nicht so schnell klein beigegeben: »Ist gut, reg dich nicht auf. Ruf du an und mach einen Termin für mich aus. Ich geh hin. Kannst dich drauf verlassen.« Zwei Tage später war er bei unserem Hausarzt in der Praxis und schilderte, was vorgefallen war. Dr. Holtz fragte ihn aus, so gut er konnte, was bei einem eher schweigsamen Mann wie Kai, der an sich selbst niemals ein Krankheitssymptom wahrnahm, nicht ganz einfach war. Dr. Holtz scheint klar gewesen zu sein, dass da wirklich etwas Größeres vorlag, jedenfalls ordnete er eine Magenspiegelung an. Bereits eine Woche später bekam Kai einen Termin in der gastroenterologischen Praxis in Bayreuth.

Wenn ich damals gewusst hätte, was ich heute weiß, wäre ich wohl schon misstrauisch geworden. Normalerweise wartet man Wochen oder sogar Monate auf einen Termin. Die Magenspiegelung war für acht Uhr morgens angesetzt, Kai sollte sich nüchtern in der Klinik einfinden. Ich wollte ihn eigentlich begleiten, aber Nils bekam von jetzt auf gleich Halsweh und Fieber, weshalb ich Kai nur am Eingang der Klinik absetzte. Anschließend fuhr ich mit Nils zur Kinderärztin und organisierte danach bei der Nachbarin eine Kurzbetreuung, damit ich Kai wieder abholen könnte, sobald er mich nach der Untersuchung anriefe.

Es dauerte Stunden. Kai kam erst um dreizehn Uhr dran – weil man ihn als dringlichen Fall außer der Reihe dazwischengeschoben hatte. Das wusste ich natürlich nicht, ich fand es hochgradig ärgerlich, dass man ihn da so lange herumsitzen ließ. Als Kai gegen fünfzehn Uhr anrief, dass

er fertig sei, sagte er: »Und komm bitte hoch, wir sollen noch in die Sprechstunde.« Ich dachte mir nichts dabei, ja, fand es sogar ganz praktisch, dass man für die Besprechung keinen Extratermin vereinbaren musste. Und dann saßen wir ihm gegenüber, dem Gastroenterologen Dr. Wagner. Weißhaarig, bestimmt Ende fünfzig, ein erfahrener Arzt, der schon eine Menge gesehen hatte. Aber so eine Sache wie bei Kai noch nicht. Die Sache war ein Magentumor, und zwar von enormer Größe. Bereits zwei Drittel des Magens waren davon betroffen. »Haben Sie denn nichts bemerkt?«, fragte er. Diese Frage stellten sie uns alle, immer wieder, jeder neue Arzt. Und jedes Mal verneinte Kai, nein, er habe gar nichts bemerkt. Ob das wirklich stimmte? Zu gern würde ich ihm heute noch die Frage nach oben schicken: »Komm schon, Kai, war dir nicht ab und zu ein bisschen schlecht? Hattest du nicht mal irgendeinen Verdacht, dass etwas nicht in Ordnung sein könnte? Und als wir vier Wochen vor Sankt Martin beim Chinesen waren und du auf einmal keinen Appetit mehr und schreckliche Bauchkrämpfe hattest: Hast du da nicht doch so ein seltsames Gefühl im Bauch gehabt – im wahrsten Sinne des Wortes?« Letztlich spielt es heute keine Rolle mehr, aber interessieren würde es mich schon.

Dr. Wagner war ziemlich direkt. »Ich sag's Ihnen gleich: Der Tumor ist wirklich sehr, sehr groß. Wir werden noch weitere Untersuchungen durchführen, wir schicken Gewebeproben ins Labor, aber auch so bin ich schon jetzt sicher, dass es ein bösartiger Tumor ist. Man kann das sehr deutlich an seinem Gewebe erkennen, es hat eine besondere Struktur und wirkt ein bisschen ausgefranst. Das ist ein

sicheres Zeichen dafür, dass er bösartig ist. Wir leiten jetzt alles Nötige in die Wege. Möglicherweise gibt es eine Bestrahlung, das müssen wir noch sehen. Mit Sicherheit aber werden Sie eine Chemotherapie erhalten, bevor operiert wird – das ist heutzutage Standard. Nach der Operation kommt noch mal eine Chemotherapie, und Sie werden in die Reha gehen müssen. Wir machen gleich noch ein Blutbild, die Kollegen von der Radiologie erstellen außerdem morgen ein CT vom Bauchraum, nur für den Fall, dass der Krebs gestreut haben sollte. Ich bin zuversichtlich, dass wir das alles in den Griff kriegen, aber Sie müssen damit rechnen, dass Sie ungefähr ein Vierteljahr ausfallen.«

Ein bösartiger Tumor also. Krebs. Keiner von uns beiden sagte etwas. Ich holte tief Luft. Kai schaute zu mir, dann zu Dr. Wagner und dann wieder zu mir. Magenkrebs, ziemlich groß. Weit fortgeschritten.

Ich kann mich noch ganz gut an das Gefühl erinnern, das wir in dem Moment hatten. Ich war erschrocken, Kai natürlich auch. Aber wir gerieten nicht in Panik oder hatten den Eindruck, dass eine Katastrophe über uns hereinbräche. Natürlich war das schlimm – aber wir würden das auf jeden Fall bewältigen. Dr. Wagner hatte es ja gesagt: eventuell Bestrahlung, definitiv Chemo, Operation, Chemo, Reha. Also, wir würden unternehmen, was nötig wäre, und dann würde alles wieder gut.

Ich rief meine Mutter an, denn es war so ausgemacht, dass ich mich gleich nach dem Arztgespräch bei ihr melden würde. Sie war auf einer Fachtagung in Leipzig. »Mama, sitzt du gut? Wir kommen gerade vom Arzt. Die Diagnose ist eindeutig: Kai hat einen Tumor, und der ist allem An-

schein nach bösartig. Aber es wird schon alles gut werden. Der Arzt meint, dass wir das bestimmt geregelt kriegen.« Ich war zuversichtlich, sogar ziemlich rigoros in meinem Optimismus. Es war keine Kleinigkeit, natürlich nicht. Aber Kai war jung, stark, in guter körperlicher Verfassung. Er würde die zweifellos schwierigen Monate, die auf ihn und uns zukamen, gut wegstecken, davon war ich überzeugt.

Abends sagte ich sogar beim Abendbrot zu ihm: »Du kannst froh sein, dass du mich geheiratet hast. In meiner Familie sterben die Leute nicht an Krebs.« Und das stimmte. Die meisten Menschen denken bei der Diagnose Krebs sofort an den Tod. Aber ich nicht, meine ganze Familie nicht. Denn sowohl meine Mutter als auch mein Vater hatten schon Krebs – und beide haben ihn überlebt. Meine Mutter bekam Unterleibskrebs, da war sie gerade neunundzwanzig Jahre alt. Meine Schwester und ich waren damals noch klein, sie fünf und ich neun Jahre alt. Knapp zehn Jahre später, mit Mitte vierzig, erkrankte mein Vater an Leukämie. Als es entdeckt wurde, war die Krankheit schon sehr weit fortgeschritten. Seine Aussichten waren ziemlich schlecht, eigentlich gab es gar keine Hoffnung für ihn. Die einzige Chance bestand in einer sehr ungewöhnlichen Medikamentenkombination. Sie schlug nur bei zehn Prozent der Behandelten an. Mein Vater hatte einen unglaublichen Lebenswillen und wollte es unbedingt versuchen, daher willigte er ein. Und es klappte! Später wurde er sogar als Modellpatient in der Uniklinik in Leipzig vorgestellt. Eigentlich hätte es bei dieser Vorgeschichte ja mich treffen müssen, aber nun hatte es Kai erwischt. Doch aus guten familiären Gründen war ich davon überzeugt, dass auch Kai den Magenkrebs

besiegen würde. Kai selbst sah es genauso. Er wäre sogar am nächsten Tag wieder zur Arbeit gegangen, wenn da nicht schon das CT anberaumt gewesen wäre.

Nils war immer noch krank, deshalb fuhr Kai allein zur Computertomografie. Es sollte ein Abdomen-CT gemacht werden, also eine Aufnahme des gesamten Bauchraums. Um kurz nach drei kam er zurück. »Und?« Er grinste erleichtert: »Der Doktor sagt, dass er nicht gestreut hat.« Wir fielen uns in die Arme. »Gott sei Dank!« Wie wir es erwartet hatten. Kai, der große Schweiger, dachte vermutlich so was wie: Herrje, was für eine Scheiße, jetzt habe ich Krebs. Aber hilft nichts, da muss ich durch. Ich mach die Therapie, dann lass ich mich noch aufschneiden, und das war's. Da haben wir noch mal Glück gehabt. Gesagt hat er natürlich nichts. Aber geküsst hat er mich, ziemlich kräftig.

Eine Woche später rief Dr. Wagner an und teilte uns mit, dass sämtliche Befunde nun beisammen wären. Alle Kollegen seien informiert, und wir könnten uns aussuchen, ob Kai für die Chemotherapie ins Krankenhaus ginge oder in die ambulante onkologische Praxis von Dr. Hübner. Kai wollte lieber in die ambulante Praxis. »Ne, Anja, Krankenhaus nicht. Da will ich nicht hin. Ist doch nur ein bisschen Krebs. Und das Essen in der Klinik und so ... Lieber nicht. Wenn ich ambulant behandelt werden kann, dann mache ich das lieber so.« Ich hatte nichts dagegen. Und weil solche Angelegenheiten immer meine Aufgabe waren, rief ich bei Dr. Hübner an, und wir bekamen einen Termin, schon für drei Tage später.

Kai und ich gerieten uns vorher noch in die Haare. Ich wollte natürlich mitfahren, und Kai fühlte sich bevormun-

det. »Was willst du denn da? Ist doch keine große Sache. Die werden mir halt sagen, was ich tun muss und wie das alles abläuft. Das kann ich echt allein machen. Du mit deinem Kontrollwahn.« Er war richtig ungehalten. Aber ich gab nicht nach. Das wollte ich unbedingt alles selbst hören, Kai war in solchen Fällen keine gute Quelle. Außerdem hatte ich bereits ein paar Fragen aufgeschrieben, eine kleine Liste mit allem, was mir so eingefallen war. Kai ließ sich schließlich doch überreden, und so saßen wir dann zu zweit bei Dr. Hübner in der Praxis. Ich kann mich noch ganz genau erinnern. Es war spätnachmittags, draußen war es schon dunkel. Sein Sprechzimmer war angenehm eingerichtet, gar nicht wie eine medizinische Praxis oder wie in einem Krankenhaus. Moderne Farben, alles in Grau und Rot, und warme Holztöne, gutes Licht, beinahe gemütlich. Wir saßen ihm gegenüber, sein Schreibtisch zwischen uns. Dr. Hübner lehnte sich in seinem Schwingstuhl zurück, wippte ein bisschen darauf herum, schwang vor und zurück. Schließlich fragte er: »Was hat man Ihnen denn gesagt?«

Es klang fast beiläufig, keine strenge Frage, mit der er unser Wissen über Krebs im Allgemeinen und Besonderen abfragen wollte. Es war ein zugewandter, eher leise formulierter Auftakt. »Was hat man Ihnen denn gesagt?« In dem Moment wusste ich es – ich wusste, dass alles anders war, als man uns in den letzten zwei Wochen zu verstehen gegeben hatte. Dass wir die Sache keineswegs einfach so in den Griff bekommen würden. Wenn überhaupt.

Kai sagte nichts. Vielleicht dachte er, dass sich die Frage gar nicht an ihn richtete. Wahrscheinlich war er aber in



Anja Lauckner

Schwarz steht mir einfach nicht

Mein Leben ohne Kai. Ein Buch über die Liebe und den Tod

ORIGINALAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 256 Seiten, 12,5 x 20,0 cm
ISBN: 978-3-453-28072-4

Ludwig

Erscheinungstermin: Oktober 2015

Eine junge Frau verliert ihren Mann durch Krebs –
und gewinnt eine einzigartige Sicht auf das Leben, die Liebe und die Zukunft

Anja und Kai sind bereits seit ihrer Jugend ein Paar, fast eine Sandkastenliebe. Das Leben scheint perfekt, sie führen eine gute Ehe, haben einen kleinen Sohn, Nils, und ihrem Glück steht nichts im Wege. Das ändert sich radikal, als Kai 2009 an aggressivem Magenkrebs erkrankt und die Welt aus den Fugen gerät. Er ist Anfang 30, Anja ein paar Jahre jünger, Nils noch ein Kindergartenkind. Zwei Jahre bleiben ihnen noch. Es werden die intensivsten und glücklichsten Jahre ihres Lebens ...

Mit bedingungsloser Offenheit, voller Liebe, Hoffnung, Wärme und Zuversicht beschreibt Anja Lauckner, wie die Krankheit und das Sterben ihres Mannes bei aller Traurigkeit eine Bereicherung für ihr Leben waren. Ihre Geschichte macht Mut, andere Wege der Trauer zu gehen, und räumt auf mit falschen Tabus. Vor allem aber zeigt sie, wie man mit dem Tod eines geliebten Menschen umgehen kann, ohne dabei die Freude am Leben zu verlieren.